

Im Dorf des "Sterbens vor dem Tode" : Lepra

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 50

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

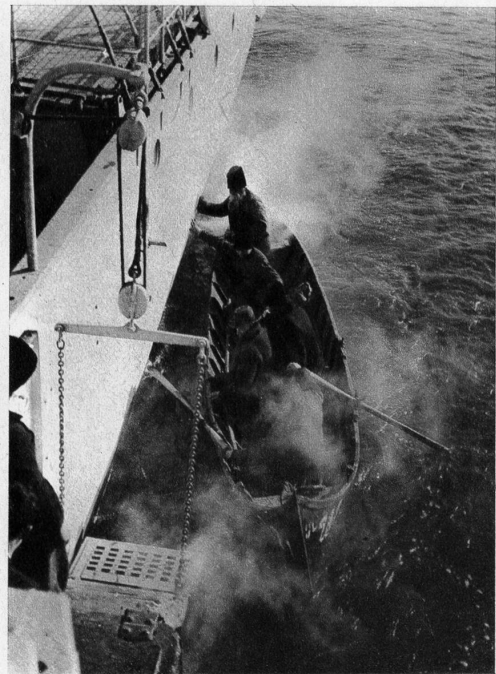
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Dorf des «Sterbens vor dem Tode»



Dieser Mann ist der einzige Bewohner, der Tichilesti verlassen darf. Er versieht die Lepra-Kolonie mit Lebensmitteln und Gebrauchsartikeln, die er im nächsten Dorf Baccia abzuholen hat. Wir sehen den Mann vor dem Polizeiposten von Baccia.



Auf diesem kleinen Donaudampfer werden die Leprösen in die Nähe von Tichilesti gebracht, wo sie dann mit einem Boot nach dem Dorf des langsamen Todes geführt werden.

Motiv aus Tichilesti. Im grossen ganzen geht das Leben ebenso normal vor sich wie in irgendeinem andern rumänischen Dorf. →

LEPRA

diese am längsten bekannte Krankheit, gehört immer noch zu den am wenigsten erkannten. Zum traurigen Beweis dafür leben auf Erden fünf Millionen Lepröse. Der grösste Teil siecht in China und Indien fast ohne Pflege dahin. Doch selbst dort, wo die Krankheit energisch bekämpft wird, gibt sie nur langsam Boden preis. Die meisten Länder, in denen die Lepra auftritt, haben diese Kranken von der übrigen Menschheit abge sondert; teilweise mit ihren Familien, leben diese Aermsten der Armen in eigenen Dörfern und Kolonien, wo sie, so lange ihnen dies die Krankheit überhaupt gestattet, ihrer alltäglichen Arbeit nachgehen.

Unsere Bilder stammen aus dem rumänischen Dorf Tichilesti, das einige Kilometer von Galatz

im weiten Donaudelta entfernt, den Leprösen Rumäniens als Aufenthalts- und Sterbeort dient. Die aus zirka 60 Häusern bestehende Siedlung ist mit hohen Palissadenzäunen umgeben und kein Einwohner darf die Gemarken jemals überschreiten.

Zum Dorf gehören rund 150 Hektaren Land, das von den Familien bebaut wird. In regelmässigen Abständen werden die Einwohner, kranke und gesunde, vom staatlichen Aerztestab untersucht. Patienten, deren Krankheit im fortgeschrittenen Stadium sich befindet, werden in das Absonderungshaus verbracht, wo sie bis zum Tode von Leprösen selbst gepflegt werden.

«Das Sterben vor dem Tode» hiess die Lepra in Aegypten, dessen Nilschlamm sie erzeugt haben soll. Und als sei er schon gestorben, behandelte das Mittelalter den Aussätzigen. In Toulouse wurde schon im 10. Jahrhundert an öffentlichem Ort das Zeugnis angeschlagen, das den Kranken «vor Gott und Menschen» aussätzig erklärte. «Wir Aerzte», so heisst es in einem solchen Attest, «erklären unter Eid: Wir haben erkannt, dass sein Gesicht bläulich verfärbt und mit Pusteln

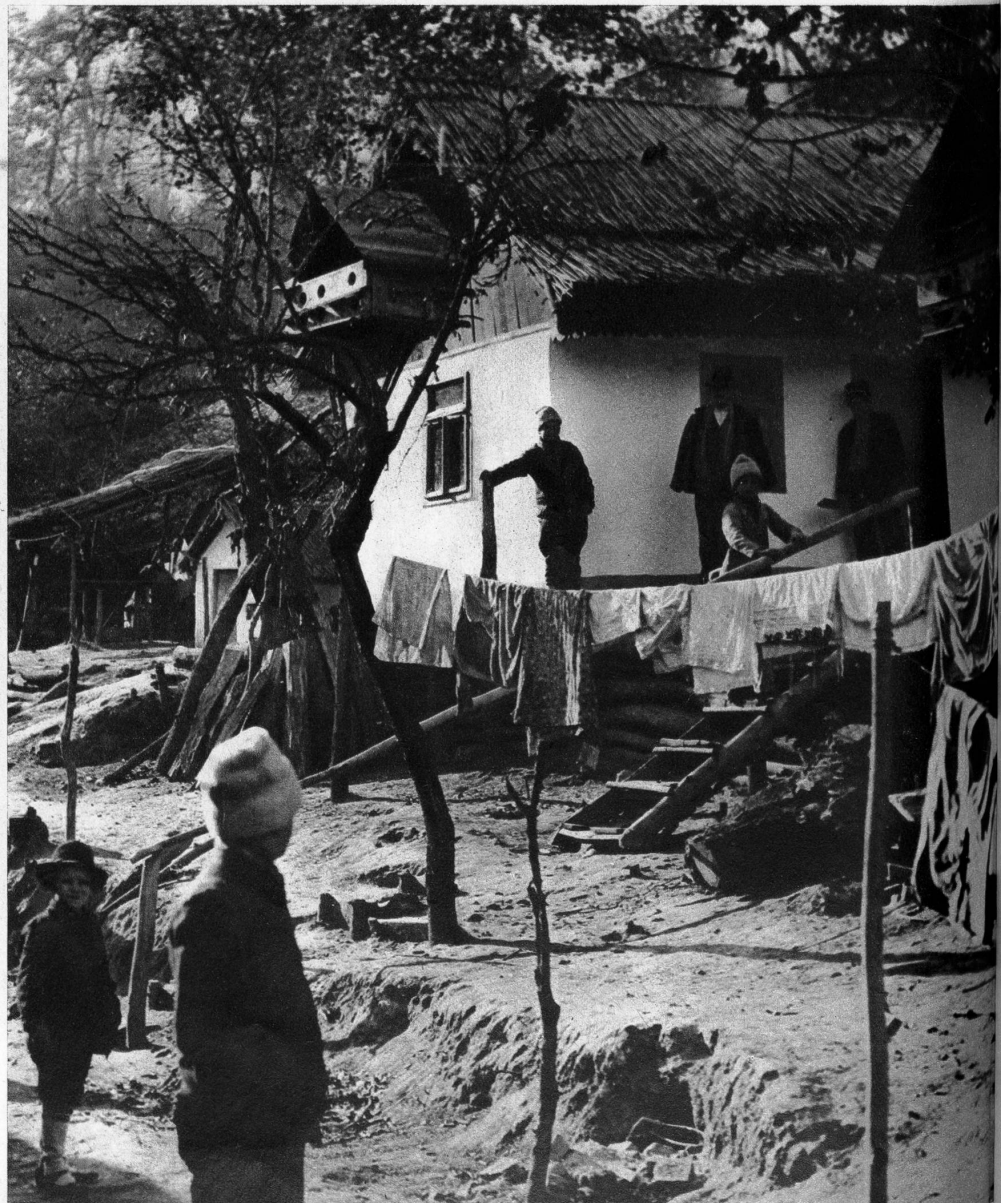


Bild rechts:

Vom Tode gezeichnet. Zwei lepröse Männer aus Tichilesti, mit den typisch aufgedunsenen Gesichtern. Sie sitzen auf dem Absperrzaun und schauen vom Dorf der Toten ins Land der Lebendigen.



Bild rechts aussen:

Nicht immer sind die Einwohner von Tichilesti zum Arbeiten aufgelegt. Die strenge Isolierung, die unberechenbare Krankheit, die auch bei Gesunden plötzlich auftreten kann, legt sich wie ein schwerer Alp auf das Gemüt der Menschen.



Bild rechts:

Der Kurier aus dem Nachbardorf ist angekommen und hat die Ware auf dem Dorfplatz stehen lassen, wo sie die Bewohner nun abholen.



Bild rechts aussen:

Arztvisite. Vor dem Pali-sadenzaun haben sich die männlichen Insassen des Dorfes versammelt und horchen aufmerksam den Anweisungen des Arztes.



bedeckt ist. An den Wurzeln der Haare, die wir ihm aus Bart und Augenbrauen zogen, haben wir Spuren von Fleisch festgestellt. Rings um seine Augenbrauen und hinter seinen Ohren haben wir Knötchen gefunden. Sein Gesichtsausdruck ist starr und unbeweglich, sein Atem unrein, seine Stimme rau. Gemäss dieser und anderer unzweideutiger Symptome erklären wir ihn hiermit feierlich für aussätzig.» Hierauf erfolgte die vollständige Isolierung des Kranken.

Der Geistliche stellte für den Aussätzig einen Totenschein aus und die Angehörigen unterschrieben ihn. Damit war der Kranke bürgerlich tot. Seine Habe wurde unter seine Familie verteilt, für die er fernerhin nur eine Erinnerung darstellte. . . . Der Kranke selbst war auf Almosen durch Bettel angewiesen.

1868 hat der Norweger A. Hansen den der Lepra eigentümlichen Bazillus entdeckt und etwa zur selben Zeit haben Spezialärzte eine Behandlung mit Cholmagra-Oel und heissen Bädern entwickelt, die bei manchen noch nicht vorgerückten Fällen die Krankheitssymptome beheben und so wenigstens eine «klinische» Heilung herbeiführen kann.

Gewöhnlich greift die Lepra zuerst die Beine an. Die Gefühlslosigkeit macht Aussätzig zu Zeiten das Gehen unmöglich, weil sie die Berührung des Bodens nicht mehr wahrnehmen; viel später erst vereitern ihnen die Zehen und fallen ab. Starke Schmerzen in den Händen sind häufiges Symptom fortgeschrittener Nervenlepra: sie gehen der Verkrümmung der Finger zur «Lepra-Kralle» voraus und können geradezu unerträglich werden.

Während die Grausamkeit der weltlichen Behörden im 14. Jahrhundert so weit ging, Lepröse lebendig zu verbrennen, hat ihnen die Kirche tätige Nächstenliebe gewidmet, von den Urchristen bis in unsere Tage.

In Brasilien, so schreibt Richard Katz in seinem neuen Buch «Seltsame Fahrten in Brasilien», gibt es um die vierzigtausend Lepröse, von denen die Hälfte interniert ist. Die Kolonie St. Ifigenia im Staate Minas Gereis, etwa 400 Kilometer von Rio de Janeiro entfernt, beherbergt 2200 Lepröse. Die meisten auf Lebenszeit. Jährlich sterben etwa 150. Wie in allen Leprosarien bestätigt sich auch hier mit eigentümlicher Genauigkeit die Verhältnis-ziffer von zwei Drittel Männern und einem Drittel Frauen. Der «Staatliche Lepradienst» von St. Ifigenia beschäftigt die Kranken und vergisst nicht, sie auch zu zerstreuen. Die Kolonie besitzt drei Fussballmannschaften, mehrere Jazz-Bands, ein Kino, einen Tanzsaal, Billards und Gesellschaftsspiele aller Art. Mehrere Kilometer von der Kolonie steht, gänzlich von ihr getrennt, ein Kinderheim. Aussatz vererbt sich nicht. Deshalb sind Kinderheime ein wichtiger Zweig des Lepradienstes. Eine Viertelstunde darauf halten wir vor einer Gruppe hübschen Bungalows. Es sind die «gesunden» Wohn- und Diensthäuser des Chefarztes, der vier Assistenzärzte, des Apothekers, des Büro- und Küchenpersonals. Von den Kranken trennt sie die «neutrale» Zone mit dem Laboratorium, dem Besuchskiosk — der auch vom «kranken» Teil aus zugänglich ist — und einer Beobachtungsstation für Kinder, die nicht sogleich isoliert werden konnten. Auch die zwölf

Nonnen des Pflegedienstes wohnen in der «neutralen» Zone.

Hinter der Umfriedung wäre Verzweiflung zu erwarten; doch ich fand sie nicht. Wir gingen durch Gesellschafts- und durch die Schlafhäuser, durch die Einzelhäuschen kranker Ehepaare und durch die ansehnlicheren der wohlhabenden Kranken. Auch sah ich Kranke bei der Arbeit: Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Glaser, Schuhmacher, Schneider, Wäscherinnen und Glätterinnen. Die Hauptstrassen sind mit Blütensträuchern und Blumenrabatten bepflanzt. Viele Kranke stehen auf der Lohnliste der Kolonie. Wer nichts besitzt, erhält vom Staat, was er zum Leben gebraucht. Auch hier also gibt es Arme und Reiche, nur dass die Armen nicht ganz so arm sind und den Reichen ihr Vermögen weniger nützt.

Im grossen ganzen wirkt die Kolonie St. Ifigenia wohlhabender als ein Provinzstädtchen derselben Einwohnerzahl, und wären nicht die entstellten Gesichter häufig, möchte man ihren Zweck übersehen.

Der Chefarzt zeigt mir im Spital einige Kranke mit zehenlosen Füessen oder bis auf Daumen und Zeigefinger abgefressenen Händen. Die Geduld, mit der die Leprösen ihre schweren Leiden ertragen, setzt in Erstaunen. Man könnte annehmen, dass der Leprabazillus gleich dem Moskito auch einen beruhigenden Saft absondert. Während ich die Stadt der Aussätzig durchwanderte, empfand auch ich schon etwas wie Gewöhnung und schauderte nicht einmal vor den gliederlosen, schwärenbedeckten Leibern in den Sterbezimmern zurück.